

Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen und die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek genügend Vergleichsbeispiele.

Im dritten, „Polen und die sächsische Architektur“ überschriebenen Abschnitt sind zwei Texte enthalten, Krzysztof Gombin befasst sich mit dem Palast Eustachy Potockis in Radzyń Podlaski und Anna Oleńska mit den künstlerischen Kontakten Jan Klemens Branickis mit dem Hof Augusts II. und Augusts III. sowie mit Heinrich Brühl und dem Königlichen Bauamt. Die Analyse zweier monumentaler Palastanlagen des polnischen Adels – der Potockis in Radzyń Podlaski sowie der Branickis in Białystok – und der unterschiedlich stark ausgeprägten Beziehungen zum Sächsischen Bauamt in Warschau geben Einblicke in eine im deutschsprachigen Schrifttum bisher wenig beachtete Seite der sächsisch-polnischen Beziehungen. Hier wird endlich der internationale und interdisziplinäre Blick gewagt.

Der abschließende vierte Teil widmet sich dem Thema „Brühl und die barocke Kultur“ in vier Texten. Ute Christina Koch geht auf Brühl als Mäzen ein, Ulrich Pietsch auf dessen Porzellansammlung, Sabine Wilde auf die Beziehungen zu dem Bildhauer Gottfried Knöffler und Ulrike Kollmar auf „Repräsentation durch Musik: Die Kapelle des Grafen Heinrich von Brühl“. Es handelt sich durchweg um hochklassige Aufsätze, die Brühl als Mäzen und Förderer sowie als Sammler und Auftraggeber (hierzu werden von Koch, Wilde und Kollmar im Rahmen von Dissertationsprojekten ganz neue Forschungsergebnisse eingebracht) von Architektur, Kunst und Musik zeigen. Pietsch beschreibt Brühl als den Hauptauftraggeber der Meissner Porzellanmanufaktur, der sich die heute berühmtesten Services eben nicht zur persönlichen Bereicherung anfertigen ließ, sondern um damit Marketing zu betreiben und den Verkauf der Porzellane anzukurbeln.

Ein kleiner Fehler sei angemerkt, der sicher nur dem Eingeweihten auffällt, allerdings das verzerrte Geschichtsbild über Brühl befördert. Wilde schreibt auf S. 148 über das Brühlsche Galeriegebäude: „Der Umbau des vormaligen Stallgebäudes zur Gemäldegalerie im Auftrag Brühls wurde vom Oberlandbaumeister Knöffel geleitet und 1747 abgeschlossen.“ Dazu ist Folgendes anzumerken. Das kurfürstliche Stallgebäude am Jüdenhof, das heutige Johanneum, wurde in den Jahren 1745/46 durch Johann Christoph Knöffel zur königlichen Gemäldegalerie umgebaut, welche dort bis 1855 untergebracht war. Die Brühlsche Gemäldegalerie wurde 1742-1744 im Garten auf dem Wall, der heutigen Brühlschen Terrasse, ebenfalls von Knöffel errichtet. Der lang gestreckte Bau bestimmte den berühmten Blick auf die Dresdner Altstadt von der Neustädter Seite her. Hierbei sei auf die Ähnlichkeit des Gebäudes mit der Bildergalerie Friedrichs II. von Preußen in Sanssouci verwiesen, die ab 1754 errichtet wurde. Sie gilt bis heute im Allgemeinen als älterer Galeriebau. Nur war Brühls Bau bereits mehr als 10 Jahre früher fertig gestellt und übertraf in seinen Dimensionen und der Fülle der Gemälde den Potsdamer Bau um Längen.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass der vorliegende Band nicht nur einen weiteren Baustein in der Rehabilitierung und Neubewertung Brühls, sondern auch eine wichtige Grundlage für zukünftige Forschungen darstellt.

Dresden

Martin Schuster

**Klemens Kaps: Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa.** Galizien zwischen überregionaler Verflechtung und imperialer Politik (1772-1914). (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 37.) Böhlau. Wien u. a. 2015. 538 S., graph. Darst. ISBN 978-3-205-79638-1. (€ 59,-)

Nach der ersten Teilung Polens 1772 fiel das Kronland Galizien an die Habsburger. Über Jahrhunderte hinweg verschiedenen politischen, wirtschaftlichen, demografischen und kulturellen Transformationen ausgesetzt, begleitet von einer oft willkürlichen Grenzziehung, war die Region zu diesem Zeitpunkt eine der ärmsten Provinzen der k.u.k. Monarchie (neben Siebenbürgen und Kroatien-Slawonien), und das blieb sie bis in das ausgehende 19. Jh. hinein. Mit diesem Kronland waren Topoi vom „Galizischen Elend“, sei-

ner „Rückständigkeit“ und „Armut“ verbunden. Erst im späten 19. Jh. konnte Galizien an die europäischen Industrialisierungsprozesse anschließen und seinen Wohlstand in einem gewissen Rahmen steigern.

Der Wirtschaftshistoriker Klemens Kaps setzt sich in seiner Studie, die als Doktorarbeit im Rahmen des interdisziplinären Doktoratskollegs Galizien an der Universität Wien entstand, mit den Faktoren auseinander, die über einen längeren Zeitraum die wirtschaftliche Entwicklung Galiziens behindert und die periphere Position des Kronlandes verstärkt haben. Zugleich stellt er die übergeordnete Frage, wie sich ungleiche Entwicklungsmuster in Zentral- und Osteuropa herausgebildet haben bzw. herausbilden konnten. Bei der Suche nach Ursachen beschäftigt sich der Vf. zum einen näher mit der imperialen Politik und zum anderen mit der überregionalen Verflechtung des Kronlandes Galizien, wo der staatlichen Wirtschaftspolitik insofern eine besondere Bedeutung zukam, als „die Provinz ein direktes Produkt der habsburgischen Expansionspolitik war“, so K. (S. 22).

In seiner Untersuchung geht der Vf. speziell auf solche wirtschaftlichen Aspekte wie Handel, Kapital, Güterketten, Arbeitskräfte und Migration ein, ferner auch auf den Technologietransfer sowie auf Entwicklungskonzepte und staatliche Regulierung. Indem K. alle diese Faktoren beleuchtet, entsteht ein facettenreiches Bild der ökonomischen Entwicklung Galiziens 1772-1914.

Die Arbeit besticht in erster Linie durch den Reichtum und die Vielfalt des ausgewerteten Materials, das das komplexe Leben der galizischen Gesellschaft im Besonderen sowie der Habsburgermonarchie im Allgemeinen vor dem Hintergrund der imperialen Politik widerspiegelt. Zahlreiche Tabellen, Diagramme und Abbildungen liefern dem Leser eine Fülle an Sachinformationen, u. a. über das wachsende Einkommen der galizischen Bevölkerung, das Wachstum der Produktion, landwirtschaftliche Erträge, Einfuhr und Ausfuhr aus Galizien, über die Handels- und Warenstrukturen und vieles mehr.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Teil A schildert zunächst die Entwicklung Galiziens im Längsschnitt. Dabei stehen Subthemen wie das Einkommensniveau oder die Produktions- und Austauschsphären im Vordergrund. Aufgrund dieser wirtschaftlichen Daten unterscheidet K. innerhalb des untersuchten Zeitraums drei größere Entwicklungsphasen, eingerahmt jeweils von Wendepunkten, die sich ihrerseits „in strukturellen Krisen“ manifestierten (S. 198).

Phase I (1772-1830) zeichnete sich durch die Etablierung imperialer Herrschaft, die Umstrukturierung überregionaler Verflechtungen sowie desintegrative Prozesse aus, die zu einer Stagnation und sogar Rezession in der Region führen. Eingeleitet durch die politisch-militärischen Ereignisse von 1772, dauerte diese Phase bis zum Ende der so genannten „post-napoleonischen Depression“. Phase II (1830-1873) beschreibt der Vf. als Zeit der zunehmenden überregionalen Verflechtung, nicht zuletzt dank neuer Eisenbahnverbindungen, wodurch die Transportkosten gesenkt werden konnten. Insgesamt begreift K. diesen Zeitabschnitt als eine Phase der „absteigenden Peripherisierung“ (S. 201).

Phase III (1873-1914), die nach der Weltwirtschaftskrise von 1873 ihren Anfang nahm, bedeutete für Galizien eine verstärkte Verflechtung mit anderen Räumen, insbesondere beim Gütertausch sowie im Technologie- und Kapitaltransfer, aber auch bei der Bevölkerungsmigration. Die staatliche Investitionspolitik und der Transfer von Technologien stützten die steigende landwirtschaftliche Produktivität. Dennoch konstatiert K. anhand der wirtschaftlichen Daten, dass die Peripherisierungstendenzen in Galizien nicht kompensiert werden konnten, was unter anderem eine starke Auswanderung aus Galizien zur Folge hatte.

In Teil B – Querschnitte – richtet sich der Blick auf galizische Akteure und Institutionen einerseits sowie auf die ökonomischen Diskurse andererseits, die K. innerhalb der in Teil A herausgearbeiteten historischen Zeiträume nachzeichnet. Diese Herangehensweise ermöglicht es ihm nicht nur, die ökonomischen Prozesse zu analysieren, sondern auch, die Art und Weise ihrer Entstehung, z. B. durch politische Regulierung, zu betrachten. Dabei konstatiert der Vf., dass sehr bald nach der Eingliederung in die Habsburgermonarchie der Status Galiziens vordergründig in Relation zu den Interessen anderer Regionen bzw. zu

denen des politischen Zentrums definiert wurde (vgl. S. 440). Zwar entwarf die Regierung in Wien gewisse Konzepte zur regionalen Entwicklung, diese hatten jedoch nicht so sehr das tatsächliche „Wohlergehen“ der Region und ihren eigentlichen Fortschritt zum Ziel, sondern dienten vielmehr der Verwirklichung anderer politischer Ziele der Regierung. Staatlicherseits investiert wurde recht intensiv in den Ausbau der Verwaltung, aber nur in geringem Maße in den gewerblichen Bereich oder in die Landwirtschaft.

Im Verlauf des 19. Jh. verschärften sich die wirtschaftlichen Konfliktlinien entlang der sozio-ethnischen Konflikte in Galizien, und nationale Segregation trat an die Stelle integrierender Entwicklungsperspektiven. Der Zugang zu den Ressourcen wurde auf der Grundlage kultureller Codes geregelt.

Mit seiner Studie hat K. eine gründliche Untersuchung über die wirtschaftliche Situation und die Entwicklung des Kronlandes Galizien und Lodomerien im Zeitraum von 1772 bis 1918 vorgelegt, die nicht nur für Historiker, sondern auch für Forscher anderer Disziplinen von Interesse ist. Denn der hier gebotene Einblick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge ermöglicht ein besseres Verständnis der sozialen, politischen, kulturellen und nationalen Prozesse des langen 19. Jh., und zwar nicht nur in Galizien, worauf der Hauptfokus liegt, sondern auch in anderen Kronländern, die ein ähnliches Schicksal der „Peripherisierung“ erfahren haben.

Heidelberg

Stefaniya Ptashnyk

**Latin at the Crossroads of Identity.** The Evolution of Linguistic Nationalism in the Kingdom of Hungary. Hrsg. von Gábor Almási und Lav Šubarić. Brill. Leiden – Boston 2015. XII, 312 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-90-04-30017-0. (€ 135,-)

Multinational Hungary is known as the last European country to have retained Latin as its official language, into the 1840s. Yet the history of its late-flowering Latinity has been remarkably little studied. These two facts are connected: the belated triumph there of half a dozen different vernaculars engendered a fierce reaction against the cosmopolitan medium deemed to have frustrated their earlier emancipation and a profound unconcern about its fate. The Latin culture of modern Hungary attracted only very sporadic attention thereafter, notably from Daniel Rapant who, having been accidentally drawn into the subject as a protagonist of the new Slovak historical profession after 1918, brought it brilliantly back to life. But then Rapant was forgotten too. Rehabilitation has begun only as neo-Latin enthusiasts come to embrace the language's post-Renaissance survival.

This book is the first to engage with the whole associated socio-linguistic agenda from an avowedly Latin perspective. As the editors' introduction stresses, the still largely unchallenged position of Latin in Hungary was actually enhanced during the 18th c., thanks to denser cultural and administrative networks and an intenser territorial patriotism that embraced it as a 'father tongue' throughout the kingdom. One clear measure of that appears in the proportion of publications in Latin, even of periodicals. Several chapters survey more or less theoretical justifications for the use of Latin. They found their classic exposition in the preamble to the *Ratio Educationis*, carefully analysed here by Teodora Šek B r n a r d i ć, which in 1777 laid out principles of a new system of state schooling, based on Latin as the 'necessary' medium in a multilingual country whose whole politics, administration, culture, and religion had always been bound up with it.

Then came the challenge, unleashed initially by external provocation, with Emperor Joseph II's plans to impose German as Hungary's official language: ironically a threat that never materialized, from a quarter where the whole linguistic question was regarded as a secondary, functional concern. From the 1790s Latin rapidly lost out to Magyar as a vehicle for the political and social elites. Already in that year pamphlets appeared with radically subversive messages: Henrik H ö n i c h examines one of these, a kind of neo-paganist diatribe which accused Latin-speakers of having undermined Magyar values ever since the spread of Christianity. As Piroška B a l o g h shows, the last of the Latin journals, *Ephe-*